

versprechen. Sie lieben es alle.«

»Gott, wie sehr wünsche ich es ihr«, sagte Kiril inbrünstig.

Nach dieser Bemerkung senkte sich ein unbehagliches Schweigen über den Raum, ein Schweigen, das angefüllt war mit verschämter, ungeäußerter Erwartung.

Vjara wusste, welchen Punkt die Eltern nicht anzusprechen wagten – den Punkt, der die ganze Sache für sie so ungeheuerlich machte, den sie aber in ihrer augenblicklichen Lage nicht unbeachtet lassen konnten.

»Dreitausend Euro«, sagte sie. »Eineinhalbtausend bekommen Sie. Die andere Hälfte Ihre Tochter.«

Endlich war es ausgesprochen. Kiril merkte, dass er den Atem angehalten hatte. Er blickte zu Ivana hinüber. Eineinhalbtausend Euro waren unvorstellbar viel Geld. Eineinhalbtausend Euro bedeuteten, dass sie bis in den Sommer hinein die Miete bezahlen konnten. Sie konnten die Wohnung heizen. Sie konnten warme Sachen für die verbleibenden vier Kinder kaufen. Es würde kein Problem mehr sein, anständiges und gesundes Essen auf den Tisch zu bringen. Kiril konnte in Ruhe auf Arbeitssuche gehen. Ihre gesamte Situation würde sich auf eine Art und Weise entspannen, wie sie es sich kaum hätten träumen lassen.

*Dafür verkaufen wir unsere Tochter.*

Auch dieser Satz stand im Raum, dröhnend laut, obwohl niemand die Worte in den Mund genommen hatte.

Auch Vjara konnte ihn hören. »Ihre Tochter bekommt das Geld als Vorschuss auf ihre Arbeit. Es ist Geld, das sie im Handumdrehen verdienen wird. Wir treten nur in eine Vorleistung, damit sie nicht ganz und gar mittellos in den Westen reist. Der Anteil für Sie ist unsere Anerkennung für das, was Sie geleistet haben, als Sie Ihre Tochter großgezogen haben. Später wird das alles mit unserer Provision verrechnet. Sie können ganz beruhigt sein. Hier läuft kein anstößiges Geschäft ab. Das würden wir nicht wollen.«

Kiril, der den Atem angehalten hatte, atmete tief und hörbar aus. Es war ein guter Satz, den ihre Besucherin da gesagt hatte. *Hier läuft kein anstößiges Geschäft ab.* Ein Satz, an dem man sich würde festhalten können.

Zum ersten Mal an diesem Tag – und genau genommen zum ersten Mal seit vielen Wochen – verzog Kiril seinen Mund zu etwas, das ansatzweise an ein Lächeln erinnerte. Siehst du, sagte der Blick, den er seiner Frau zuwarf, Dano hat es uns doch versichert. Dass das alles seriös ist. Dass wir diesen Menschen vertrauen können.

Ivana erwiderte seinen Blick zwar nicht ihrerseits mit einem Lächeln, aber doch mit einem neu erwachten Schimmer der Hoffnung in den Augen. Der Hoffnung, dass sie das Richtige taten.

»Die Mädchen reisen mit dem Auto in den Westen«, sagte Vjara. »Ich hätte für übermorgen einen Fahrer. Es könnte jetzt also alles recht schnell gehen.«

»So schnell?«, fragte Ivana geschockt. »Noch vor Weihnachten?«

»Zu Weihnachten schickt Ihre Tochter Ihnen dann schon ein Paket mit wunderbaren Überraschungen darin«, sagte Vjara lächelnd.

Kiril legte Ivana die Hand auf den Arm. »Sie hat recht. Es wird nur schwerer, wenn wir es vor uns herschieben.«

»Aber ... so schnell ...«

Kiril verkniff sich den Hinweis, dass sie ab der nächsten Woche auf der Straße saßen,

wenn sie nicht unverzüglich die Miete zahlten. Ivana wusste das ohnehin. Das Schreiben des Vermieters war eindeutig gewesen und hatte letztlich den Ausschlag dafür gegeben, dass sich Ivana auf das Treffen mit Vjara schließlich eingelassen hatte.

»Aber umso schneller kommt Ninka aus der Kälte hier heraus«, sagte er, »und beginnt ein neues, besseres Leben.«

Ivana nickte. Sie stand auf und verließ das Zimmer. An ihren bebenden Schultern erkannte Kiril, dass sie weinte.

»Für die Mütter ist es immer schwer«, sagte Vjara mitfühlend.

Für die Väter auch, dachte Kiril.

»Wir tun doch das Richtige?«, fragte er ängstlich.

»Das tun Sie mit absoluter Sicherheit«, bestätigte Vjara.

LYON, FRANKREICH,  
MITTWOCH, 9. DEZEMBER

Nathalie fand den Mann widerlich und unappetitlich, aber nachdem sie jetzt seit vier Stunden in dem Hauseingang in einer der zahlreichen Seitenstraßen des Quai Perrache in Lyon kauerte, Schutz vor dem kalten Regen suchend und mit weichen Knien vor Hunger, war sie bereit, sich von nahezu jedem ansprechen zu lassen, selbst wenn derjenige wie ein Triebtäter aussah und penetrant nach Alkohol roch.

*Verpiss dich*, hätte sie zu einem wie ihm normalerweise gesagt. Jetzt aber versuchte sie, ein freundliches Gesicht zu machen und ihn anzulächeln. Sie spürte, dass das Lächeln ziemlich schief ausfiel: Sie war einfach zu müde, zu hungrig und zu verfroren.

Und kaputt und voller Angst.

»Hätten Sie vielleicht ein paar Cent für mich?«, fragte sie. Der Mann kam vom Einkaufen, denn er trug eine Plastiktüte in der Hand, in der es verräterisch klirrte. Also musste er Geld dabei haben. Wenn er es nicht alles in Alkohol investiert hatte.

Er grinste. »Nichts dabei. Alles weg.«

Sie glaubte ihm das nicht, aber sie konnte ihm nichts Gegenteiliges beweisen. Sie krümmte sich leicht nach vorne: Sie hatte nicht gewusst, dass Hunger so wehtat. Es war, als bohrten sich Messer in ihre Eingeweide.

Obwohl der Kerl vor ihr so versoffen war, hatte er gemerkt, dass sie sich zusammenkrampfte. »Lange nichts mehr gegessen, oder?«, fragte er, ohne dabei mit dem Grinsen aufzuhören.

Warum sollte sie ihm etwas vorspielen? »Nein«, gab sie zu.

»Wenn du mitkommst zu mir, kann ich dir ein Brot machen. Und eine Suppe zum Aufwärmen müsste auch noch da sein.«

Die Erwähnung sämtlicher Reizbegriffe – *Brot*, *Suppe* und *Aufwärmen* – ließ Nathalie fast stöhnen. Sie ahnte, dass die Wohnung des Fremden verdreckt sein würde und dass es nicht viel Spaß machte, von seinen wahrscheinlich schmierigen Tellern relativ vergammelte Lebensmittel zu essen, aber sie war zu einer Menge Zugeständnisse bereit, wenn dafür die Krämpfe in ihrem Magen aufhörten und wenn ihr wenigstens für eine halbe Stunde etwas wärmer würde.

»Wie heißt du?«, fragte der Mann.

Nathalie wusste, dass sie auf keinen Fall ihren richtigen Namen nennen durfte. Sie wollte nicht das geringste Risiko eingehen.

»Aurelie«, log sie.

So hieß die Frau, die sie von einem Autobahnrastplatz kurz hinter Dijon bis nach Lyon mitgenommen hatte. Es war die beste Zeit des Tages gewesen: das geheizte Auto, gegen dessen Scheiben der Regen sprühte, die weichen Polster, ganz leise Musik aus dem Radio. Vor der Frau hatte sie keine Angst haben müssen, sie war nett gewesen, hatte sich

vorgestellt und ihr gesagt, sie solle möglichst nicht weiterhin per Anhalter reisen. »Das ist zu gefährlich. Wo willst du denn hin?«

»In die Provence«, hatte Nathalie geantwortet.

Dort befand sich das Apartment. Der Treffpunkt.

Leider fuhr Aurelie nur bis Lyon, wo ihre Eltern lebten, die sie für eine Woche besuchen wollte. Nathalie hatte gehofft, Aurelie würde ihr vielleicht anbieten mitzukommen, oder sie würde mit ihr mittagessen gehen, aber die junge Frau hatte es dann schließlich eilig gehabt und sie gleich hinter dem großen Tunnel, durch den die Autobahn führte, aussteigen lassen, ehe sie selbst Richtung Stadtmitte abbog.

»Ich würde dir wirklich raten, den Zug zu nehmen«, sagte sie zum Abschied. »Mit dem TGV bist du ganz schnell in Aix.«

»Gute Idee«, sagte Nathalie und verschwieg, dass sie kein Geld hatte, sich die teure Fahrkarte für den Hochgeschwindigkeitszug zu kaufen. Sie hatte überhaupt kein Geld mehr, null, nichts, nicht einen Cent. Gestern Abend hatte sie sich einen Burger und ein Wasser gekauft, und seitdem war sie vollständig pleite.

So pleite und hungrig, dass sie nun mit diesem widerlichen Typ nach Hause gehen und darauf hoffen würde, dass sie dort tatsächlich ein Stück Brot und eine Suppe bekam.

»Aurelie«, sagte er. »Schöner Name. Ich heiße Yves.«

»Hallo, Yves.«

»Dann komm mal mit«, sagte er.

Nathalie erhob sich zögernd, weil sie nicht wusste, ob ihre Beine sie tragen würden. Einen Moment lang glaubte sie, ihre Knie würden wegnicken, aber überraschenderweise stand sie dann doch ohne sichtbares Zittern aufrecht auf der Straße. *Rue Marc-Antoine Petit*, wie sie gelesen hatte. Vorne am Quai Perrache gingen zwei Frauen auf und ab, die eindeutig auf Kundschaft warteten. Schon vorher, ehe sie bis zu diesem Hauseingang geschlichen war und sich dort niedergekauert hatte, war ihr aufgefallen, dass es sie in ein offenkundig etwas zwielichtiges Viertel verschlagen hatte: Einige Häuser wirkten äußerst heruntergekommen, andere schienen gerade saniert worden zu sein. Ungeachtet des Regens hing Wäsche auf etlichen Balkonen, und irgendwo in einer der Wohnungen stritten ein Mann und eine Frau so lautstark, dass ihre Stimmen sogar den Lärm der dichtbefahrenen *Autoroute du Soleil* übertönte, die zwischen Quai und Rhone in Richtung Mittelmeer führte. Es gab eine Bäckerei und ein kleines Restaurant, daneben aber auch zahlreiche Geschäfte, die längst aufgegeben und deren Schaufenster mit Brettern vernagelt waren. Zwischen ein paar schmutzigen Kneipen streiften Männer herum, denen man auf Kilometer hin ansah, dass es sich um Drogendealer handelte. Sie schienen sich nicht um die Tatsache zu scheren, dass es auf dem gleich hinter dem Viertel liegenden Bahnhof von Polizei wimmelte: Frankreich stand noch ganz und gar im Zeichen der Anschläge vom 13. November, noch immer war der Ausnahmezustand über das Land verhängt. Die hohe Präsenz von Polizei und Militär überall war nicht zu übersehen. Eine Gefahr auch für Nathalie: Wenn sie noch lange hier saß, würde sie einem Polizisten auffallen und dann womöglich aufgegriffen werden.

Sie musste weg von der Straße.

Sie hoffte, dass Yves nicht davon ausging, sie werde sich für ihr Essen erkenntlich zeigen, denn auch wenn sie vor Hunger fast wahnsinnig war und keine Ahnung hatte, wie es weitergehen sollte, würde sie doch auf gar keinen Fall mit ihm ins Bett gehen. Vielleicht

kam sie noch an den Punkt, an dem sie selbst dazu bereit sein würde, aber noch hatte sie ihn nicht erreicht. Sie ekelte sich vor dem Mann, und außerdem war sie sicher, dass er irgendwelche grässlichen Krankheiten übertrug. Das roch sie förmlich.

»Nur essen«, vergewisserte sie sich.

Er grinste anzüglich.

»Ich kann nicht bezahlen«, fügte sie hinzu. »Weder mit Geld noch sonst irgendwie.«

»Kommst du jetzt mit oder nicht?«, fragte Yves.

Rasch checkte sie ihre Chancen, falls er zudringlich werden würde. Er war ein gutes Stück größer als sie, aber er war sehr dünn und wirkte nicht besonders kräftig. Zudem hatte er getrunken. Sie hoffte, dass sie im Zweifelsfall mit ihm fertigwerden könnte.

Sicherheitshalber schaltete sie unauffällig ihr Handy wieder ein. Um den Akku zu schonen, hatte sie es zwischendurch ausgeschaltet, aber wer wusste, ob sie nun nicht doch plötzlich Hilfe würde rufen müssen. Obwohl sie sich gerade an die Polizei eigentlich keinesfalls wenden durfte.

Sie hielt ihre kleine Handtasche, in der sich ihr Pass, ihr Handy und ihr leeres Portemonnaie befanden, fest umklammert. Ihre allerletzten Besitztümer.

Dann folgte sie dem Fremden in dessen Wohnung.